Nr. 47 — Leipzig, den 13. November — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post=Zeitungskatalog Nr. 1837 a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Ein wandernd Volk: 2. Die Wanderlosung — Luthers Leben und Luthers Person. Zum 10. November — Aus Luthers Briefen: 1. Aus der Zeit vor dem Thesenanschlag — Aus Luthers Auslegung von Jesaias 9 — Die Provinzialsynoden in Rheinland und Westfalen 2 — Der sechste deutsche evangelische Kirchengesangstag zu Berlin am 11. bis 13. Oktober — Verschiedenes: Ein moderner Naturwissenschaftler über Luther; Ein oft gehörter Vorwurf; Fund von acht „ungeschwärzten Zeilen"; Die Weimarer Lutherausgabe; Doktor Martin Luther als Treckejunge; Lutherfestspiel in Torgau

Ein wandernd Volk

Hebr. 4, 9—12

2. Die Wanderlosung

Da kann ein Volk wohl wandern, wenn das Ziel klar vor ihm liegt und wenn ihm die Erreichung des Zieles verbürgt ist. Da wird die Wanderlosung einfach: auf den gewiesenen Bahnen entschlossen vorwärts zu dringen. „So lasset uns nun Fleiß thun, einzukommen zu dieser Ruhe!"

Diese einfache Losung ist es gewesen, die dem wandernden Volke in jenen ersten Tagen zum Siege half, da es als kleines Häuflein in die Welt trat und sich durch die feindlichen Gewalten durchrang, der Größe des Kampfes und der Gefahr nicht achtend, nur auf den König sehend, dem die Welt zum Schemel der Füße gelegt wird, mag sie wollen oder nicht.

Und soll die Gemeinde Christi siegreich durch dieser Zeiten Drang hindurchgehn und dem Ziele näher kommen — die alte Wanderlosung wird dazu das beste Mittel sein. Dem Fleißthun trauen wir den Sieg zu: der stillen, geräuschlosen Arbeit, die sich in das Wort hineinversenkt und seine lebendigen weltdurchdringenden und weltverklärenden Kräfte in die Schichten hineinträgt, die gleichgiltig oder in Feindschaft am Wege stehn. So soll das wandernde Volk vorwärts dringen: in den Wanderzug hineinziehend, was ihm verwandt ist, vor den Feinden sich nicht fürchtend, sie überwindend mit der unscheinbaren Waffe, die es in der Hand trägt, dem Worte, das noch immer seine alte Kraft bewahrt hat: lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidiges Schwert und durchdringend bis in die verborgenen Tiefen. So soll es vor falscher Ruhe sich hüten und nicht rasten, bis die rechte Ruhe da ist, bis die Völker der Erde den rechten Ruhepunkt gefunden haben.

Einfach, wie für das Volk im großen, ist nun die Losung auch für einen jeden einzelnen der wandernden Volksgenossen. Es ist weiter nichts nötig, als daß wir in der Linie, in die der König uns gestellt hat, entschlossen zum Ziele vorwärts dringen. Nur eine Gefahr ist zu meiden — die Gräber der Wüste, in denen Israel die Wanderung beschließen mußte, stehen als warnendes Exempel da —: daß der Glaube schwinde, daß so die Richtung verloren gehe und die Kräfte erlahmen.

Wohl mögen sich bergeshoch vor unsern Füßen die Hindernisse lagern. Wohl mag sich uns Feindschaft entgegenstellen, um uns den Weg zu verlegen. Es muß uns doch gelingen, wenn wir nur Fleiß thun, zu dieser Ruhe einzukommen, wenn wir uns nur betend täglich von neuem um die Fahne des Königs sammeln und die Ziele, die er uns gesteckt hat, fest ins Auge fassen. Dann wird nichts imstande sein, uns aufzuhalten.

Es mögen die Tage und Jahre dahinfliehn! Wenn wir nur Fleiß thun, die flüchtigen Stunden auszukaufen, daß sie von wertvoller Arbeit durchzogen sind; wenn wir die mancherlei Mühe und Plage, die ein jeder Tag uns abverlangt, nur tiefer fassen; wenn wir sie leisten als einen Beitrag zu dem unsichtbaren Bau des Gottesreiches, an das wir glauben, dann hat das schnell dahineilende Leben Zweck und Ziel und einen ewigen Wert gewonnen. Aber freilich: ausruhn von seinen Werken kann der nur, der ein Lebenswerk gethan hat.

Und können wir nicht wissen, ob es weiter durch blumige Auen oder auf steinigen Straßen gehn wird: diese Wanderlosung führt uns mutig vorwärts. Wenn unser Fleiß sich darauf richtet, zu jener Ruhe einzukommen, dann wird uns auch die Wüste zur ebenen Bahn. Dann werden uns die Bitterkeiten des Weges zu Mitteln der innern Vertiefung und Stählung und müssen uns mithelfen zur Seligkeit.

Doch dann nur können wir auf jene Ruhe sicher rechnen, die als ersehntes Ziel am Ende der Bahn liegt, wenn wir hier schon die Ruhe gefunden haben und unter dem Erdenstreite in uns tragen. Da gilt's denn Fleiß thun, zu dieser Ruhe einzukommen, indem wir täglich aus uns hinausthun, was aller Unruhe tiefste Ursache ist, und das zweischneidige Schwert vor allem gegen uns selber kehren, daß es scheidend und richtend durch die Tiefen der Seele dringe, in uns vernichte, was von Gott uns scheidet, damit unser Fuß in ihm den Ruhepunkt finde, den er auf dem wankenden Boden der Erde doch nur vergeblich sucht.

Die Wanderlosung ist einfach, aber verläßlich und kräftig. Sie giebt uns über die Welt mit ihrem bunten Wechsel die innre Freiheit, weil sie uns zu einem Ziele hinträgt, dessen Erreichung mehr wert ist als alles, was die Erde bietet. H W

Luthers Lehre und Luthers Person

Zum 10. November

Als unser Blatt aufkam, wurde ihm von gegnerischer Seite mehrfach eine unevangelische Ueberschätzung der Person Luthers vorgeworfen. Insbesondre konfessionell lutherische Stimmen thaten das, indem sie mit denkbarstem Nachdruck die Lehre der lutherischen Bekenntnisschriften als ihren Grund und damit als den allein wahren Grund einer richtigen christlichen Stellung bezeichneten, dagegen beinahe mit Entrüstung den Gedanken von sich wiesen, daß Luthers Person irgendwie eine grundlegende Bedeutung für sie habe: dieses Irrtums aber fanden sie, so schien es, uns schuldig.

Gewiß war in diesem Punkte eine Verschiedenheit vorhanden. Wir haben von Anfang an keinen Zweifel darüber gelassen: vergl. Nr. 1 „Lutherisch." Und diese grundsätzliche Verschiedenheit hat in der Beurteilung von Glaubensfragen wie von kirchlichen Zeitfragen eine mannichfach verschiedene Haltung zur Folge gehabt, wie die Artikel des laufenden Jahrgangs dem aufmerksamen Leser wohl bewiesen haben. Nicht daß wir damit unserseits der Lehre Luthers minder treu zu sein gedächten als jene; im Gegenteil, wir meinen sogar bessere Treue zu be=

weisen, indem wir uns der Person Luthers als des besten Schlüssels zum Verständnis seiner Lehre bedienen.

„Was ist uns Luther nach dem Fleisch!" so hat irgendwo ein Abgönner unsers Blattes ausgerufen, indem er damit seinen weit geistlicheren, evangelischeren Standpunkt uns gegenüber bezeugen wollte. Ein mindestens recht unüberlegter Ausruf. Denn einerseits ist auch uns „Luther nach dem Fleische," die geschichtliche Person Luthers, der Mensch Luther, nichts; d. h. wir sind nicht auf D. Luther getauft, wir glauben nicht an ihn und werden durch ihn nicht selig. Auf der andern Seite hat doch wohl auch der strengste lutherische Konfessionalist, der sein Luthertum am liebsten aus den orthodoxen Dogmatiken des siebzehnten Jahrhunderts schöpft, ein inneres Verhältnis zu Luthers Person. Oder sollte es wahr sein, daß manchen „Lutheranern" der geschichtliche Luther ein Mann ist, dem sie beinahe mehr zu verzeihen haben als zu danken — nämlich seine ganze erste, sozusagen „revolutionäre" Periode?

Nun aber behaupte ich, daß man zum völligen Verständnis der Lehre Luthers hindurchgehen muß durch das Verständnis seiner Person. Für den Theologen, für den Gelehrten gilt das ausnahmslos. Aber unter Umständen und in einem gewissen Maße doch auch für Ungelehrte und Nichttheologen. Ist nicht alles Verständnis christlicher Lehre und Predigt vermittelt durch das Verständnis von Christenmenschen, welche eben dadurch, daß wir sie verstanden, unsre Lehrer und Prediger geworden sind? (Vergl. Nr. 19, S. 176.) Bei dem letzten Quell solcher Lehre wird das jeder ohne weiteres zugeben: Jesus Christus hat uns nicht das Wort Gottes verkündigt, sondern er ist uns das Wort; nur indem wir ihn haben, verstehen, an ihn glauben, haben und verstehen wir auch sein Evangelium. Stand es nun aber — bei aller Unvergleichlichkeit der Jünger mit dem Meister — nicht ähnlich auch bei den Jüngern? Wodurch haben die Apostel die Welt überwunden? Durch ihre Lehre oder durch ihre persönliche Erscheinung? War je die Lehre ohne die Person? Und wer will sagen, was auf die Gemüter der Empfänglichen mehr wirkte: die Wahrheit, die sie mit Worten verkündigten, oder die Wahrheit, die in ihnen selbst Leben und Thatsache geworden war? Der heilige Geist trieb sie doch nicht etwa nur, wenn sie gerade predigten, sondern auch wenn sie reisten, wenn sie mit den Menschen einfach verkehrten, wenn sie arbeiteten, wenn sie aßen und tranken. Ihre persönliche Art und Haltung war mit ihrer Predigt zusammen ein Ganzes aus einem Guß, und darin eben waren sie Gefäße des Geistes Christi, Werkzeuge der christlichen Offenbarung.

Ich werde wenig Widerspruch finden, wenn ich behaupte: nicht Ideen, nicht eine Lehre war das erste, was Luther hatte und was ihn zum Reformator machte, sondern Erfahrungen. Und zwar vornehmlich eine doppelte Erfahrung. Erstens, daß man nach den Anweisungen der römischen Kirche nicht selig werden könne: als er das erfuhr, brach er innerlich mit Rom und holte sich Gewißheit seiner Seligkeit bei seinem Gott selber. Die Lehre, die er infolge dessen verkündigte, war die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden allein und vom allgemeinen Priestertum. Die zweite Erfahrung war die von der Unbußfertigkeit der römischen Kirche: die erst trieb ihn auch zum äußern Bruch mit Rom. Aus ihr ergab sich ihm die Lehre vom Antichristentum des Papstes.

Es ist vor allen Dingen jene erste Erfahrung, deren volles Verständnis man haben muß, um sich mit Recht einen Christen nach Luthers Art nennen zu dürfen. Luthers ernster Versuch, nach Anweisung und mit Hilfe der römischen Kirche selig zu werden, endete für ihn mit der Erkenntnis, daß man auf diesem Wege zu einer Gewißheit seines Heilsstandes nicht kommen könne.

Ja, wie war das möglich? Legt nicht eben die römische Kirche allen Wert darauf, daß sie für das Heil der Seelen die allerbeste Versicherungsanstalt sei? — Die römische Kirche zeigt denen, welche Frieden, d. i. Gewißheit des Heils, des göttlichen Wohlgefallens, begehren, ein doppeltes Angesicht. Den Leichtsinnigen macht sie es leicht. Ein paar kirchliche Pflichten erfüllt, ein paar Bräuche mitgemacht, ab und zu ein kleines Opfer gebracht — und im übrigen den Priester für sich beten und handeln lassen: das ist die bequeme Frömmigkeit, welche die römische Kirche jetzt wie einstmals den weltfrohen Laien zumutet und bei welcher Ungezählte sich wohl befinden. Denn die Menge denkt doch überall darauf, sich so billig als möglich von der Hölle los- und in den Himmel einzukaufen.*)

Aber es giebt und gab auch zu allen Zeiten ernstere Seelen, welche die vom Priester seinen gehorsamen Beichtkindern gebotene Sicherheit nicht mögen, sondern nach innerer, persönlicher, unentreißbarer Gewißheit verlangen. Zu ihnen gehörte Luther. Er hat es versucht, innerhalb der römischen Kirche — nach ihren Anweisungen und mit ihrem Beistande — selig zu werden. Erst als Laie, als Student der Rechte in Erfurt. Als er später an diese Zeit zurückdenkt, ruft er aus: „O wie selig hätt' ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Psälmlein hätte mögen einmal hören!" Er nahm es genau mit allerlei Tugend und frommen Werken; aber je strenger er gegen sich selbst war, desto unbefriedigter ließ es ihn, und bei der reinigenden Handreichung, die er seinem Körper thut, entschlüpft ihm die tiefschmerzliche Klage: „Je länger wir uns waschen, je unreiner werden wir!" Krankheit und erschütternde Erlebnisse verdüstern seine Gemütsstimmung immer mehr; sein Suchen nach Frieden, nach Gerechtigkeit wird zur Angst, und in solcher Seelenangst geht ihm schließlich unter den Schrecken eines Gewitters der eine, lichte, rettende Gedanke auf: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden!"

So versucht er's als Mönch. Das war ja die Auskunft, welche die römische Kirche den ernsteren gab: Willst du ein „vollkommener" Christ sein, nimm die Kutte und geh unter die „Religiosen"! Er thut's; denn um jeden Preis muß er einen gnädigen Gott haben, auch um den Preis des väterlichen Segens! Und wie erfüllt er nun die Gebote seines neuen Standes! Wer kennt nicht sein Wort: „Ist je ein Mönch gen Himmel gekommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hineingekommen sein." Er martert sich zu Tode mit all den frommen Uebungen, mit Anrufen Gottes und der Heiligen — was ist das Ende? Daß er daliegt und schreit: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" Und hilft ihm nichts, daß er aus einem Laienbruder ein „Geistlicher" geworden ist und „die zweite Taufe," die Priesterweihe, empfangen hat, die alle Sünden auslöscht!

Da ist ihm durch Staupitz und durch andre Engel Gottes, durch die heilige Schrift, Neuen Testamentes zumal, endlich mitten in der Nacht das Licht des Evangeliums aufgegangen, das allein selig macht — stückweise, wie wenn die Nebel fliehen und im Sonnenscheine liegt vor uns hier ein Stück Land, dort ein Stück Land, und endlich liegt es frei und ganz vor uns, das Land unsrer Sehnsucht, des Friedens, das gelobte Land. — „Gott zürnt nicht mit dir, sondern du mit ihm." „Weißt du nicht, daß der Herr selbst uns geboten hat, zu hoffen?" „Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er für dich vergossen." „Die wahre Buße fängt an mit der Liebe zu Gott und zur Gerechtigkeit." — Es waren keine neuen Ideen; selbst unter der Ungunst der damaligen Kirche lagen sie gleichsam in der Luft: aber wie sie in Luthers Seele einschlugen! Wie er sie erfuhr! Diese seine Erfahrung machte ihn zum Reformator, zum Bahnbrecher einer neuen Zeit, zum Wegweiser vieler suchenden Seelen.

Das war zehn Jahre vor dem Anschlag der Thesen, daß Luther im Erfurter Kloster solches erlebte. Seitdem ist er ein evangelischer Christ. Deutlich und immer deutlicher zeugt er von der Gewißheit der Seligkeit, deren Grund allein Gottes Gnade, deren Bürge allein Christus ist, und von der Freudigkeit, die uns nun gegeben ist, die empfangene Wohlthat unserseits den Brüdern zu erweisen, indem wir ihnen auch „gnädig" sind, für sie leben und leiden. Das Mönchsgewand abzulegen, die Zugehörigkeit zur römischen Kirche abzustreifen — es fiel ihm nicht ein. Die Opposition gegen Rom ist, trotz seiner Erlebnisse in der heiligen Stadt selber, erst viele Jahre,

*) Das gilt auch für den deutschen Katholizismus, wiewohl ich gern anerkenne, daß innerhalb dieses das christliche Sittengesetz von vielen Priestern redlich und eifrig gepredigt wird und daß Witte in der 7. Flugschrift des Ev. Bundes Recht hat, wenn er bezeugt: „Der deutsche Katholizismus ist in der That noch Religion."

nachdem er das Evangelium wieder entdeckt hat, ihm aufgedrungen worden. Innerlich hat er mit der römischen Kirche natürlich alsbald gebrochen, da er jene Entdeckung gemacht; denn die christliche Freiheit verträgt sich nicht mit dem vollendeten System kirchlichen Gehorsams, welches die römische Kirche darstellt. Wie er innerlich schon in jenen Jahren ganz auf der Höhe steht — frei von jedermann und jedermanns Knecht —, das beweisen jene drei Briefe aus dem Jahre 1516, die wir unten an anderm Orte mitteilen.

Nur ganz kurz können wir nun die andre Frage streifen: Was zwang Luthern, sich der gewonnenen Freiheit vollbewußt zu werden und den Bruch auch äußerlich zu vollziehen? Nichts andres als die Unbußfertigkeit der römischen Kirche. Zunächst fühlte er sich noch als ihr Glied und in ihrem Dienste, wenn er nach seinen Kräften in seinem Kreise allerlei unchristlichem Wesen entgegenarbeitete; mit einer uns kaum faßlichen Naivität legte er so aus reiner Gewissenhaftigkeit den Finger auch auf den Unfug des Ablaßhandels. Wollte er damit die römische Kirche, den Papst antasten? Er wollte belehren und etwa belehrt werden; er war überzeugt — trotz seiner römischen Erinnerungen: welche Gutmütigkeit! —, daß man in Rom, daß der heilige Vater den Schwindel nicht billigen könne. Er schrieb an die Bischöfe, er schrieb an den Papst, ein-, zwei-, dreimal. Er disputirte und appellirte. Er predigte, lehrte und schrieb Bücher, alles in dem guten Glauben, diese römisch-katholische Kirche, der er angehörte, müsse doch die Wahrheit annehmen und sich reformiren lassen. Die päpstliche Bannbulle belehrte ihn eines andern. Er verbrannte sie — und doch hoffte er noch. Mit rührendem Zutrauen hielt er seine bessere Meinung von Leos Person fest; mit ungebrochener Zuversicht erwartete er von Kaiser Karl fromme Entschlüsse. Als er dann alles um sich her wanken und brechen sah: auf seinem Gange nach Worms, in Worms, nach Worms — wir dürfen die Geschichte nicht so sehr von hinten lesen; von vorn nehmen sich die Dinge ganz anders aus —, da zeigt sich's, daß er nicht nur Ideen hatte, sondern Erfahrungen, daß das Evangelium ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, daß er mit seiner Lehre wohl sterben konnte, aber widerrufen nicht. Da sprach er das Wort, in welchem wie in keinem andern Luthersche Art und Frömmigkeit ihren klassischen Ausdruck gefunden hat: „Ich kann nicht anders; hier stehe ich; Gott helfe mir!"

Und doch war der Bruch mit der alten Kirche noch nicht vollendet, sondern erst die immer neu erfahrene römische Unbußfertigkeit vollendete ihn. Trotz Luthers heiligem Zorn gegen den Papst und sein Gesinde ist die Geschichte von 1521 bis 1545 eine Geschichte der Versuche, doch noch irgendwie eine Anerkennung des durch Luther wieder entdeckten Evangeliums der christlichen Freiheit von der römischen Kirche zu erlangen. Endlich sprach Rom sein letztes Wort: in der Bestätigung des Jesuitenordens (1540), in der Erneuerung der Inquisition nach spanischem Muster (1542) und im Trienter Konzil (1545 ff.); dort besonders in den beiden Sitzungen, welche die alleinige Geltung der heiligen Schrift in Glaubenssachen und die evangelische Rechtfertigungslehre verurteilten (8. April 1546 und 13. Januar 1547). Das sind die Daten, welche man anführen muß, wenn man den Beginn der entschiedenen und unversöhnlichen Spaltung bezeichnen will. Sie bedeuten, daß Luther mit seiner „Reformation" der Kirche dank dem Widerstande des Papstes und der Hierarchie nicht durchgedrungen ist. So hat Luthers immer zornigere Deutung des Antichristen auf das Papsttum wiederum eine lange, bittere Erfahrung hinter sich und ist ohne diese unverständlich.

Luther hat selbst niemals daran gedacht, eine „neue Kirche" mit einer „neuen Lehre" zu gründen; er hat aber selbst für sich die Kraft des Evangeliums an seiner Person auf eine neue Weise erlebt und vor der Christenheit davon Zeugnis abgelegt. Nicht die gesamte Kirche, wohl aber etliche fromme Christen, ja ganze Scharen gerade in unserm deutschen Volke haben dieses Zeugnis verstanden und über dem Widerspruche Roms sich ihr eignes Kirchenwesen errichtet, Luthers Lehre ihr Panier. Diese Lehre hat aber vielfach eine Rolle gespielt, welche bei ungetrübtem Verständnis von Luthers innerer religiöser Erfahrung nicht möglich gewesen wäre. Nun ist es ohne Zweifel wichtiger, den Besitz dieser Erfahrung mit ihm zu teilen, als eine davon abstrahirte und abstrahirende Lehre für wahr zu bekennen. Und wenn man sagt, daß es uns unter ganz andern Verhältnissen nicht zugemutet werden könne, diese Erfahrungen zu machen, daß wir durch unsern Lebensgang gemeinhin den Bedingungen entzogen seien, unter welchen Luthers persönliche Entwicklung allein möglich war: umso wichtiger wird es für uns sein, daß wir uns seines Lebensganges, seiner Person bemächtigen, damit wir seine Lehre verstehen. Und dann werden wir vielleicht merken, daß die Kämpfe, welche auch wir durchzumachen haben, so gar, wie man uns oft überreden will, der Verwandtschaft mit Luthers Kämpfen nicht entbehren, und daß auf der Bahn, die er uns gebrochen, noch immer mehr Sieg zu gewinnen ist, als auf allerhand Wegen und Stegen, welche — verflossene und moderne — Epigonen zu suchen und zu empfehlen nicht müde geworden sind. Noch immer haben wir uns auseinanderzusetzen mit der Autorität einer geheiligten Ueberlieferung, mit der Genügsamkeit bürgerlicher Rechtschaffenheit, mit dem mönchisch-pietistischen Lebensideal, mit dem Ernste des göttlichen Sittengesetzes. Noch immer giebt es da keinen andern Ausweg als — die Rechtfertigung aus dem Glauben. Die Rechtfertigung aus dem Glauben ist Kern und Wesen der christlichen Religion; ja der Rechtfertigungsglaube ist die Religion selbst. Nur denke niemand, daß er ihn hat, wenn er das Lehrstück davon begriffen hat, oder daß man ihn nicht haben könne, ohne das Lehrstück zu begreifen. In letzterem Falle würde es wenige evangelische Christen, wenige rechte Christen geben. Ich sage aber: was Rechtfertigung aus dem Glauben ist, also was christliche Religion ist, kann man ganz vornehmlich lernen aus dem Studium der Persönlichkeit und Frömmigkeit Luthers. Er ist vor allen andern gottbegnadigten Männern berufen und fähig, unserm deutschen Volke diesen Dienst zu thun.

Wer dem zustimmt, dem wird es leicht werden, die rechte Stellung zu finden zu Luthers Lehre und zu seiner Person.

Wir bestehen da auf keinem Entweder — Oder. Aber wir behaupten, wer auf Luthers Lehre pochen will, soll sich erst um ein Verständnis seiner Person bemühen. Und so gewiß die Religion zuerst Leben ist und nicht Lehre, so gewiß ist das in Luther erwachte, neue religiöse Leben das Feuer, an welchem wir unser Glaubensleben entzünden müssen, wenn wir gute Lutheraner sein wollen. R

Aus Luthers Briefen

In den Jahren 1825 bis 28 gab Professor de Wette in Basel „Dr. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken" heraus, eine Sammlung von 2641 Lutherbriefen. Seinen fünf Bänden ließ im Jahre 1856 Pfarrer Seidemann zu Eschdorf bei Dresden einen sechsten folgen, der außer wertvollen Registern 37 neue Briefe Luthers darbot. Dieses de Wette-Seidemannsche Werk ist bis heute noch für jeden, der in Reformationsgeschichte arbeitet, unentbehrlich. Doch konnte der Weimarer Bibliothekar Burkhardt in seinem 1866 erschienenen Buche „Luthers Briefwechsel" noch eine Nachlese von 185, und der Erlanger Kirchenhistoriker Kolde in seinen 1883 erschienenen Analecta Lutherana eine solche von 61 Lutherbriefen bieten. Seitdem ist eine neue Ausgabe des gesamten Briefwechsels Luthers unternommen worden, welche die älteren Veröffentlichungen weit in den Schatten stellen wird. Nicht im Rahmen der neuen „Kritischen Gesamtausgabe" von „Dr. Martin Luthers Werken," welche nach ihrem Verlagsort gemeinhin als Weimarer Ausgabe bezeichnet wird: diese wird vielmehr die Briefe erst zu allerletzt bringen und folglich wohl noch nicht so bald. Dagegen erfreut uns ein Seidemann an Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ebenbürtiger Pfarrer, D. Enders zu Oberrad bei Frankfurt a. M., mit einer hochwillkommenen Ergänzung der noch immer nicht zu verachtenden „Erlanger Ausgabe", die inzwischen schon zweimal ihren Verlagsort (dreimal ihren Verlag) gewechselt hat und nun über Frankfurt am Main in Calw

angelangt ist, hoffentlich um hier eine dauernde Heimat gefunden zu haben —: Dr. M. Luthers sämtliche Werke. Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Dr. theol. Ernst Ludwig Enders.

Das Werk ist auf etwa sechs Bände zu je 30 bis 40 Bogen berechnet, von welchen zwei bisher erschienen sind (1884 und 1887). Der Subskriptionspreis beträgt 3 Mark für den gehefteten, 3,60 für den gebundenen Band: das ist überaus billig. Die vorliegenden zwei Bände umfassen Luthers Briefwechsel vom Jahre 1507 bis November 1520. Und zwar wirklich den Briefwechsel: Enders nimmt im Unterschiede von de Wette-Seidemann auch die Briefe an Luther mit auf. Hierdurch und durch die trefflichen Erläuterungen wäre die Ausgabe vollkommen, wenn nicht um des Verhältnisses zur Erlanger Gesamtausgabe willen die deutsch geschriebenen Briefe Luthers in der Regel fehlten; d. h. durch Zählung und Inhaltsangabe, auch etwa nötige Erklärungen und Bemerkungen werden sie zwar auch hier an Ort und Stelle eingereiht, aber ihren Wortlaut muß man sich anderswo suchen: nämlich in Band 53 bis 56 der Erlanger Ausgabe. Diese vier Bände muß man also noch zu dem Endersschen Werke hinzukaufen, um Luthers Briefwechsel in der That vollständig zu besitzen. Da die Bände der Erlanger Ausgabe einzeln abgegeben werden (wovon die gebildete Leserwelt einen viel größeren Gebrauch machen sollte), ist die Erwerbung der deutschen Briefe leicht genug gemacht: der Ladenpreis für die vier Bände zusammen beträgt 8 Mark (geb. 12). Der Gesamtbriefwechsel wird also, die sechs Endersschen Bände inbegriffen, für Subskribenten auf 26 M. zu stehen kommen (geb. 33,60).

Enders wird noch etwa 150 bisher ungedruckte oder an minder zugänglichen Orten gedruckte Briefe Luthers dem durch seine oben genannten Vorgänger gesammelten Schatze hinzufügen können. Und ein wahrhaftiger, edler und in seiner Art unvergleichlicher Schatz sind diese 3074 Briefe, die uns von unserm Reformator bewahrt geblieben sind.

Um diesen Schatz unsern Lesern vertrauter zu machen, beabsichtige ich von jetzt ab in unserm Blatt eine Auswahl von Lutherbriefen in zwangloser Folge zu veröffentlichen. Ich werde mich dabei, ohne Ausnahmen zu scheuen, einer chronologischen Ordnung befleißigen. Was aber den Inhalt der auszuwählenden Stücke betrifft, so werde ich mit Vorliebe solche darbieten, welche einen unmittelbar erbaulichen Wert haben; aber ich gedenke auch an solchen Briefen nicht vorüberzugehen, welche Marksteine der Entwicklung Luthers oder sonst geschichtlich besonders merkwürdig sind. Dabei wird es angezeigt sein, die lateinisch geschriebenen Briefe als die gemeinhin minder bekannten zu bevorzugen.

Und nun bitte ich wegen dieser trockenen Einleitung um Verzeihung. Ich denke, was in dem vorgezeichneten Rahmen folgt, soll minder trocken sein, dafür wird unser Luther schon sorgen.

1. Aus der Zeit vor dem Thesenanschlag

Im Jahre 1515 wählte das in Gotha versammelte Generalkapitel der „reformirten" Augustiner den Bruder Augustinus — so hieß Luther mit seinem Klosternamen — zum Distriktsvikar. Er bekleidete dieses Amt bis zum nächsten Kapitel der Kongregation, das 1518 in Heidelberg stattfand. In solcher Würde hatte er zehn Klöster: Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, Langensalza, Nordhausen, Sangerhausen, Erfurt, Magdeburg, Neustadt an der Orla, unter sich, kurz den thüringisch-sächsischen Bezirk.

Ueber diese Thätigkeit Luthers als Distriktsvikar, sowie über die Weise seines Verkehrs mit den Ordensbrüdern überhaupt, unter welchen er bereits eine hochangesehene Stellung einnahm, giebt uns eine Reihe von Briefen Aufschluß. Zugleich vergönnen sie uns einen tiefen Einblick in des Reformators innere Glaubenswelt, ehe der Kampf um den Ablaß entbrannte.

Aus einem Briefe an Georg Spenlein, Augustiner in Memmingen, geschrieben am 8. April 1516 zu Wittenberg, ursprünglich lateinisch. Einige Sätze über wirtschaftliche Angelegenheiten gehen voraus.

„.... Nun möchte ich gern wissen, wie es um Eure Seele steht, ob sie endlich ihrer eignen Gerechtigkeit überdrüssig geworden und lernet, in Christi Gerechtigkeit fröhlich und getrost zu sein. Denn heutigen Tags hat die Versuchung zur Vermessenheit Macht über viele und sonderlich über die, welche mit allen ihren Kräften sich mühen, gerecht und fromm zu sein. Sie kennen nicht die Gerechtigkeit Gottes, die uns in Christo so reichlich und umsonst beschert ist, und trachten von sich selber so lange Gutes zu schaffen, bis sie Zuversicht gewinnen, vor Gott zu bestehen, mit Tugenden und Verdiensten wohl geschmückt. Aber so weit bringen sie's nimmermehr. — Ihr stecktet, als Ihr bei uns waret [nämlich mit Luther zusammen im Erfurter oder Wittenberger Kloster] in diesem Wahn, ja dieser Verirrung, desgleichen auch ich. Nun kämpfe ich wider solchen Wahn; noch aber habe ich nicht ausgekämpft.

„Darum, mein lieber Bruder, lernet Christum, und zwar den Gekreuzigten. Lernt ihm lobsingen und an Euch verzweifeln. Sprecht zu ihm: Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin Deine Sünde; du hast das Meine an dich genommen, und mir das Deine gegeben; du hast angenommen, was du nicht warst, und mir gegeben, was ich nicht war!

„Hütet Euch, mein Bruder, jemals einer solchen Reinheit nachzutrachten, daß Ihr Euch nicht mehr ein Sünder scheinen, ja gar kein Sünder mehr sein wollt. Denn Christus wohnet nur unter Sündern. Dazu ist er ja herabgekommen vom Himmel, wo er unter Gerechten wohnte, damit er auch unter Sündern wohnte. Solcher seiner Liebe sinnet nach, und Ihr werdet seinen allersüßesten Trost erfahren. Denn wenn wir durch unser Mühen und Plagen zur Ruhe des Gewissens hindurchdringen sollten, wozu ist er dann gestorben? Darum werdet Ihr nur allein in ihm, durch getroste Verzweiflung an Euch selber und an Euren Werken, Frieden finden.

„Wenn Ihr das fest glaubet, wie Ihr müßt (denn verloren ist, wer das nicht glaubt), so nehmet nun auch Ihr in gleicher Weise die Brüder auf und tragt sie mit Geduld; machet ihre Sünden zu Euern eignen, und wenn an Euch etwas Gutes ist, so laßt es ihr eigen sein. Wie der Apostel lehrt: ‚Nehmet euch unter einander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zur Ehre Gottes' (Röm. 15, 7) und wiederum: ‚Ein jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub rc.' (Phil. 2, 5 f.) So haltet auch Ihr, wenn Ihr Euch besser erscheint, als andre, das nicht für einen Raub, als ob es nur Euch allein gehöre, sondern entäußert Euch selbst und vergesset, wie Ihr seid, und seid wie einer von ihnen, daß Ihr sie traget.

„Denn das ist eine traurige Gerechtigkeit, wenn einer andre, die im Vergleich mit ihm schlechter zu sein scheinen, nicht tragen will und an Flucht und Einsamkeit denkt, da er doch durch Geduld, Gebet und Vorbild ihnen heilsam sein sollte. Das heißt, des Herrn Pfund vergraben und seinen Mitknechten nicht geben, was man ihnen schuldig ist. Also, wenn Ihr eine Lilie, eine Rose Christi seid, so wisset, daß Euer Wandel unter Dornen sein muß. Seht nur zu, daß nicht durch Ungeduld, leichtfertiges Richten oder geheimen Hochmut Ihr selbst ein Dorn werdet. ‚Das Reich Christi, sagt der Psalm (110, 2), besteht mitten unter seinen Feinden.' Was schwärmt Ihr also von einem Kreise von lauter Freunden?

„Darum, wenn Euch etwas fehlt, so werfet Euch Euerm Herrn Jesus zu Füßen und ruft ihn an. Er selbst wird Euch alles lehren; achtet nur darauf, was er für Euch und für alle gethan hat, damit auch Ihr lernet, was Ihr für andre zu thun schuldig seid. Wenn er nur unter Guten hätte leben und nur für Freunde hätte sterben wollen, für wen, frage ich, würde er gestorben sein, oder mit wem hätte er leben können? — Darnach haltet Euch, mein Bruder, und betet für mich, und Gott sei mit Euch!"

Aus einem Briefe an Georg Leiffer, Augustiner in Erfurt, geschrieben am 15. April 1516 zu Wittenberg, lateinisch. Vorausgeht eine Mahnung an den Angefochtenen, sich ganz seinem väterlichen Tröster, dem Professor Usingen anzuvertrauen.

„.... Ich bin gewiß und weiß es aus meiner und Eurer, ja aus aller Erfahrung, die ich je beunruhigt sah, daß die Klugheit unsers natürlichen Sinnes die alleinige Ursache und Wurzel

aller unsrer Unruhe ist. Denn unser Auge ist gar ein Schalk, und, daß ich von mir rede, o weh! mit was für Jammer hat es mich geplagt, ja noch plagt es mich zum äußersten.

„Das Kreuz Christi ist über die ganze Welt verteilt; jeder bekommt sein Stücklein. Werft Ihr also das Eurige nicht weg, sondern hebt es vielmehr auf wie eine heilige Reliquie, nicht in güldenem oder silbernem Schrein, sondern in einem güldenen, d. i. sanftmütigen und liebreichen Herzen. Denn wenn das Kreuzesholz durch die Berührung mit dem Fleische und Blute Christi so geheiligt ist, daß die Reliquien davon für gar kostbar gelten — wie vielmehr sind Unrecht, Verfolgung, Leiden und Haß von Menschen, gerechten und ungerechten, allerheiligste Reliquien! Denn nicht durch die Berührung seines Fleisches zwar, wohl aber durch die Liebe seines allerliebreichsten Herzens und göttlichen Willens sind sie umfaßt, geweiht und ganz und gar geheiligt. Dadurch ist Fluch in Segen verwandelt, Unrecht in Billigkeit, Leiden in Herrlichkeit, Kreuz in Freude.

„Lebt wohl, lieber Vater und Bruder, und betet für mich."

Aus einem Briefe an Michael Dressel, Prior in Neustadt an der Orla, vom 22. Juni 1516 aus Wittenberg, lateinisch. Vorausgehen allerlei amtliche Mitteilungen.

„. . . . Ihr suchet und sehnt Euch nach Frieden, aber verkehrt. Denn Ihr suchet Frieden, wie die Welt ihn giebt, nicht Christus. Oder wisset Ihr nicht, teurer Vater, daß Gott darin wunderbar ist bei seinem Volke, daß er seinen Frieden giebt inmitten des Unfriedens, nämlich mitten unter Versuchungen? Wie er spricht (Ps. 110, 2): ‚Herrsche inmitten deiner Feinde!' Darum, nicht der hat Frieden, den niemand stört — das ist vielmehr der Welt Friede —, sondern der, den jeder und jedes stört, der aber gleichwohl das alles ruhig und freudig erträgt. Ihr sprecht mit Israel (Jerem. 8, 11): Friede, Friede! und ist doch kein Friede. Sprecht lieber mit Christo: Kreuz, Kreuz! und ist doch kein Kreuz. Denn alsobald ist das Kreuz nicht mehr Kreuz, so Ihr fröhlich sprechet: Gebenedeites Kreuz, unter allem Holz keines wie du!" K

Aus Luthers Auslegung von Jesaias 9

Vorgetragen 1543, erschienen 1546. (Erlanger Ausgabe Opera latina, Bd. 23, 399 f.)

Diese Ordnung muß sorgfältig beobachtet werden: Wir dürfen nicht zur Erforschung der göttlichen Majestät aufsteigen, bevor wir das Kind, das uns geboren ist, recht verstanden haben; vielmehr müssen wir zum Himmel auf der Leiter aufsteigen, die uns von Gott gegeben ist, der Stiegen uns bedienen, die uns Gott zu solchem Aufstieg bereitet und mitgeteilt hat. Der Sohn Gottes hat nicht gewollt, daß wir ihn im Himmel suchen und finden sollten. Darum stieg er ja vom Himmel herab in diese Niedrigkeit, kam zu uns in unser Fleisch und legte sich in der Mutter Schoß, in die Krippe und ans Kreuz. Damit ist auf Erden die Leiter errichtet, auf welcher wir zu Gott aufsteigen sollen. Diesen Weg müssen wir betreten. Wenn du diesen Weg verläßt und ohne diese Leiter den Versuch machen willst, über die Herrlichkeit der göttlichen Majestät zu spekuliren, so wirst du zwar Wunderdinge hoch hinaus über dich spekuliren, aber zu deinem eignen größten Schaden. Darum ermahne ich dich, daß du auf diesem Wege bleibest und dieser Leiter dich bedienest und nicht dich unterfangest, jene Majestät zu ergründen.

Die Philosophen, besonders die aus Platons Schule, machen viel Hirngespinste über das göttliche Wesen, wie Gott die Vernunft sei, die die Welt regiere, und die Ursache alles Guten in der Natur. Aber schließlich, da sie sich dünken weise zu sein, sind sie zu Narren geworden. Denn alles, was sie über Gott gesagt haben, schmeckt doch immer nach schwindelnder Einbildung. Und an diesem Punkte hat das gesamte Volk der Philosophen weitläufig und gründlich seine Beschränktheit und seine Abgeschmacktheit kundgethan. Denn es mußte ja Gottes Majestät sie erdrücken, sodaß sie Gott verloren, gerade indem sie ihn suchen und ergründen wollten. Denn da stießen ihnen Fragen auf, durch die sich keine Vernunft hindurchfindet, warum Gott gerade so handle, gerade so die Welt regiere und so weiter. Mit ihrer Vernunft versuchten sie die Weise seines Weltregimentes zu erforschen und zu begreifen, die doch über alle unsre Vernunft hinausliegt. Darum war es notwendig, daß sie in aller ihrer Weisheit zu Thoren wurden.

Du aber, der du nicht anstoßen willst, ergreife vor allem jenes Kindlein und wende von ihm die Augen nicht ab. Wachse mit ihm und werde stark und übe dich im Glauben an ihn; dann wirst du Gott finden, dann werden sich dir alle Fragen wegen der Gnadenwahl (Prädestination) lösen, die den fleischlichen Menschen töten. Wenn du merkest, daß der Sohn dir wohlgefällt, wenn du an ihm deine Freude hast, daß er dir zu gut ein Kind geworden ist, wenn du anfängst, ihn lieb zu haben, dann sei getrosten Mutes und sei gewiß, daß du zur Zahl der Gerechten gehörst und einer bist, den der Vater zu sich gezogen hat, nicht mit metaphysischem Zuge mittelst Offenbarungen und Visionen. Denn solchen absonderlichen Erleuchtungen, Ekstasen und Visionen, wie die Mönche einst Offenbarungen und Erleuchtungen gehabt haben, ist nicht zu trauen. Alle solche Dinge stammen oft genug vom Teufel; der ist ein so mächtiger Geist, daß er dir leicht die allerlieblichsten Gedankenbilder schaffen und vorgaukeln kann, daß du dir einbildest, du seiest mitten unter den Engeln. Aber so lieblich solche Dinge sind, so giebt er doch dieselbigen uns in ganz andrer Absicht und zu anderm Zwecke ins Herz, als wir denken. Sicherlich haben solche Einbildungen und Erleuchtungen nichts mit dem Sohne zu thun, der uns gegeben ist. Viele haben hier den Hals gebrochen und sind ernstlich in Gefahr geraten.

Ich aber rate und bitte, daß du diese Dinge fahren lassest und dafür anhebest, ein Kind zu werden mit diesem Kinde, ein Sohn mit diesem Sohne. Ihn mögest du umfangen, der in der Krippe und auf der Mutter Schoß liegt. An ihm habe deine Freude. Hast du an diesem Sohne dein Wohlgefallen, ist er dein eigen, hangest du an ihm und bist gekettet an ihn, so kannst du nicht irre gehen, nicht zum Schwärmer werden, nicht in irgend welche Gefahr geraten. Mit diesem Sohne hast du zugleich den himmlischen Vater, hast den heiligen Geist; die Engel und alle Kreaturen neigen sich dir zu. Glaub's, keine Kreatur kann dir auch nur das geringste Leid thun. „Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen" (Ps. 91, 13). Du bist ein König und ein Herr aller Herren, was begehrst du noch mehr?

Darum siehe vor allen Dingen zu, daß du dieses Kind ergreifest, daß es dir am Herzen liege; präge den in dein Herz, der von der Jungfrau Maria geboren und doch zugleich der Sohn Gottes ist. Hast du diesen ergriffen, so bist du sicher und geschützt vor allen Listen und Tücken des Teufels. Lässest du aber dieses Kind, das die Jungfrau geboren, und jagst dafür deinen Spekulationen über das göttliche Wesen nach, das du gerne verstehen möchtest, so wirst du nimmer Gott erkennen. Glaube es mir, denn auch ich bin einst in jener Schule gewesen, wo ich mir einbildete, unter den Engelchören zu sein, während ich doch vielmehr unter den Teufeln mich befand. Lerne aus meinem Schaden dich vor dem deinen schützen und steige erst mit dem Sohne herab, der darum zu dir herabgestiegen ist, damit du in ihm Gott erkennen könntest. „Wo ich bin, spricht er, da soll mein Diener auch sein."

Die Provinzialsynoden in Rheinland und Westfalen

2

Das meiste Interesse nehmen unstreitig jene Synodalbeschlüsse in Anspruch, die eine größere Selbständigkeit und reichlichere Ausstattung der evangelischen Landeskirche bezwecken und an die durch den bekannten Hammersteinschen Antrag hervorgerufene Bewegung anknüpfen. Wer die Geschichte der rheinisch-westfälischen Kirche kennt, wird es verstehen, daß dieser Antrag gerade hier von vornherein lebhaften Sympathieen begegnete. Entsprach derselbe doch jenen Bestrebungen, die seit Jahrzehnten bereits die rheinisch-westfälische Kirche bewegten, und bot in seiner allgemein gehaltenen Form den erwünschten

Raum für die alten Forderungen, die immer und immer wieder auf den westlichen Provinzialsynoden erhoben worden waren. Seit den Tagen der Reformation hat ein großer Teil der rheinisch-westfälischen Kirche eine rein presbyterial-synodale Verfassung gehabt und den Segen derselben an sich erfahren: jene „Gemeinden unter dem Kreuz“ wären dem Drucke und der anhaltenden Verfolgung erlegen, wenn sie nicht in dieser Verfassung Stütze und Halt gefunden hätten, und ihr verdankt nicht zum wenigsten die rheinisch-westfälische Kirche das größere Maß kirchlichen Interesses und christlichen Lebens, das in ihr sich findet. Die französische Invasion warf die alte Verfassung über den Haufen; und als dann unter dem Szepter eines protestantischen Fürstenhauses die alten Presbyterialkirchen mit jenen Landesteilen zu einem größern Kirchenverbande vereinigt wurden, die bis dahin unter konsistorialer Verfassung gestanden, da konnte es unter den veränderten Verhältnissen nicht ausbleiben, daß bei der Neuordnung der kirchlichen Verfassung nicht einfach auf den reinen Presbyterialismus zurückgegangen, sondern „dem presbyterialen Prinzip das konsistoriale aufgesetzt“ wurde. Aber seit dem Erlaß der rheinisch-westfälischen Kirchenordnung vom Jahre 1835 sind die Bestrebungen keinen Augenblick zur Ruhe gekommen, die auf den Ausbau der Verfassung im Sinne größerer Freiheit und Selbständigkeit der Kirche gerichtet waren, und jede folgende Provinzialsynode hat die Forderungen ihrer Vorgängerin energisch wieder aufgenommen. Wie der Festredner bei der von der diesjährigen rheinischen Synode veranstalteten Feier des hundertjährigen Geburtstages des „rheinischen Kirchenvaters“ Karl Immanuel Nitzsch, Pfarrer Lic. Dr. Thönes, hervorhob, bewegen sich diese Forderungen wesentlich in vierfacher Richtung: man verlangt zunächst die freie Pfarrwahl für alle Gemeinden nicht privaten Patronats; den Uebergriffen seitens der kirchenregimentlichen Behörden gegenüber dem der Kirchenordnung zu Grunde liegenden synodalen Prinzip setzt man den beharrlichsten Widerstand entgegen; zur Führung der Geschäfte in der Zwischenzeit fordert man die Einsetzung eines Ausschusses der Provinzialsynode, eines collegium qualificatum; endlich dringt man auf die Genehmigung einer kirchlichen Verwaltungsordnung, die nach langen Verhandlungen in jüngster Zeit erst, soweit die Einzelgemeinde in Frage kommt, erteilt ist, für den Bereich der Kreis- und Provinzialgemeinde aber immer noch aussteht.

Daß in Kirchenprovinzen von solcher geschichtlichen Entwicklung ein allgemein gehaltener Antrag auf größere Freiheit und Selbständigkeit der Kirche großen Anklang finden mußte, ist nicht zu verwundern; doch ist von vornherein ebenso einleuchtend, daß man den allgemeinen Rahmen desselben hier mit einem wesentlich andern Inhalt ausfüllte, als in den kirchlichen Kreisen des Ostens, von denen der Antrag zunächst ausging. Dort ist man episkopal, hier presbyterial gesinnt; dort fordert man zur Regierung der Kirche das „Hirtenamt“ der Bischöfe, hier will man, daß die Kirche sich selbst regiere; dort erstrebt man eine Freiheit der Kirche von staatlichem Einfluß nach römischem Muster, hier weiß man im Grunde nur von einer Freiheit der Kirche, die die kirchliche Mündigkeit der Gemeinde, und zwar der Gemeinde auf allen Stufen, zur Voraussetzung hat. Wenn also ein rheinischer Presbyterianer die Selbständigkeit der Kirche auf seine Fahne schreibt, so bedeutet das etwas wesentlich andres, als wenn jene Männer plötzlich als Vorkämpfer für kirchliche Freiheit und Selbständigkeit auftreten, die vor kurzem noch das Zustandekommen der Gemeinde- und Synodalverfassung für die östlichen Provinzen nach Kräften gehindert und sich aller evangelischen Gemeindefreiheit als durchaus abhold gezeigt haben. Umso befremdlicher mußte es darum erscheinen, wenn anfangs weite kirchliche Kreise in Rheinland und Westfalen sich ins Schlepptau jener Wortführer des Hammersteinschen Antrages nehmen und zu maßlosen Forderungen und Behauptungen, sowie zu einer Agitation verleiten ließen, wie sie bis dahin in der rheinisch-westfälischen Kirche unerhört war. Jedoch legten sich die hochgehenden Wogen allgemach; eine besonnenere Haltung griff Platz; und die Verhandlungen und Beschlüsse der Synoden, besonders der rheinischen, bewegten sich in weiser Mäßigung durchgehends im Rahmen der alten Bestrebungen der Provinzialkirchen und wiesen alle darüber hinausgehenden unbegründeten Forderungen mit schlagenden Gründen ab.

Was zunächst die Besetzung kirchenregimentlicher Stellen anlangt, so beantragten beide Synoden wesentlich übereinstimmend, daß der staatliche Einfluß auf das Veto beschränkt, den synodalen Körperschaften aber (Generalsynode beziehentlich Provinzialsynode) bei Besetzung der Stellen im Oberkirchenrat, sowie bei der Besetzung der Generalsuperintendenturen und Konsistorialstellen ein Präsentationsrecht im Sinne der alten Synodalbeschlüsse bewilligt werde. Diese alten Beschlüsse, auf die zurückgegangen wurde, sichern vollauf dem Oberkirchenrat und den Konsistorien die ihnen gebührende Einwirkung auf jene Besetzungen und lassen deutlich erkennen, daß ihre Tendenz wahrlich nicht dahin gehe, ein „parlamentarisches Regiment“ anzustreben. Auch liegt kaum ein Grund zur Besorgnis vor, daß die Ausführung jener Beschlüsse innerhalb der Synode das Strebertum befördern werde; denn es fragt sich noch, wo das Strebertum besser gedeiht, ob da, wo Wähler wählen, oder da, wo Behörden ernennen. Wirft man aber ein, „daß es in Personenfragen vom Uebel sei, wenn viele gehört werden müßten und die Verantwortlichkeit für die Lösung derselben sich zu sehr verteile,“ so kann das Gewicht dieses Einwandes nach den Erfahrungen der beiden westlichen Provinzen nicht zu hoch in Anschlag gebracht werden: hier üben die weitaus meisten Gemeinden das Recht der freien Pfarrwahl; die Synoden wählen ihre Superintendenten; und bis auf die letzte Besetzung, bei der ein andres Verfahren beliebt wurde, sind die rheinischen Generalsuperintendenten auf den Vorschlag der Provinzialsynode von dem Träger des Kirchenregiments ernannt worden, und diese Beteiligung vieler an der Stellenbesetzung ist auf keiner der genannten Stufen zum Schaden ausgeschlagen, vielmehr ist allgemeinem Urteil zufolge bei dieser Art der Erledigung von Personenfragen die rheinisch-westfälische Kirche allewege gut gefahren. Gewiß hat alles Wählen Unannehmlichkeiten im Gefolge, und der in jenen Beschlüssen vorgeschlagene Weg zur Besetzung der kirchenregimentlichen Stellen ist komplizirter, als die in Uebung stehende behördliche Ernennung: dafür aber sichert er den ins Amt Berufenen von vornherein jenes Vertrauen, das die Wähler dem frei Gewählten entgegenbringen und ohne welches eine gesegnete kirchliche Wirksamkeit kaum denkbar ist. — Ein andres noch verdient hervorgehoben zu werden. Wenn aus dem Hammersteinschen Lager mit Nachdruck die Wahrung, beziehentlich Schaffung des geistlichen Charakters der Kirchenbehörden gefordert wird, so haben die beiden westlichen Synoden sich solchen Anträgen gegenüber entschieden ablehnend verhalten. Man will hier keine Klerokratie; ja man hält mit Recht die Forderung des geistlichen Vorsitzes im Oberkirchenrat und in den Konsistorien für ein Verlangen, das weder dem Geiste der evangelischen Kirche entspricht, noch aus einwandfreier und allgemein-giltiger Anschauung der wirklichen Bedürfnisse des evangelisch-kirchlichen Lebens hervorgewachsen ist.

Die Verhandlungen über die Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der theologischen Professuren standen augenscheinlich noch unter der Nachwirkung der Benderschen Lutherrede, wie denn die westfälische Synode ausdrücklich die durch jene Rede veranlaßten, bis jetzt aber ohne Bescheid gebliebenen Beschlüsse der vorigen Diät erneuerte. Im übrigen ist auch auf diesem Gebiet eine Klärung der Anschauungen wahrzunehmen und die maßvolle Haltung der Synoden anzuerkennen. Die Ansicht ist mehr und mehr zum Durchbruch gekommen, daß von einem kirchlichen Lehrauftrage — wohl gar von einem widerruflichen — nach Analogie der römischen missio canonica bei den evangelischen Professoren der Theologie schlechterdings nicht die Rede sein kann: das Joch eines solchen Lehrauftrages würde der Tod der freien evangelisch-theologischen Forschung sein, und was zum — übrigens unnötigen — Schutz der evangelischen Kirche geplant ist, würde ihr vielmehr zum größten Schaden gereichen. Bei der Berufung von Professoren an staatliche Universitäten kommt doch zunächst die wissenschaftliche Bedeutung derselben in Frage, und über diese können allein die vorschlagenden Fakultäten dem ernennenden Minister sachgemäße Auskunft geben. Der Kirche ist bisher ein Einfluß auf die Besetzung der theologischen Pro-

fessuren dadurch gesichert, daß der Minister gehalten ist, vom evangelischen Oberkirchenrat ein Gutachten über Bekenntnis und Lehre des anzustellenden Kandidaten zu erfordern. Soll dieser Einfluß der Kirche verstärkt werden, so wird es sich nur darum handeln können, diesem vom evangelischen Oberkirchenrat zu erstattenden Gutachten eine intensivere Wirkung und eine größere praktischere Bedeutung zu geben. In dieser Richtung bewegen sich denn auch lediglich die Anträge der von uns besprochenen Synoden; doch haben zu dem bezeichneten Ziele hin beide einen verschiedenen Weg vorgeschlagen. Die westfälische Synode will in Uebereinstimmung mit den frühern Generalsynoden die Bitte an den obersten Träger des Kirchenregiments gerichtet sehen, daß bei Besetzung der theologischen Professuren zu den bezüglichen Beratungen des Oberkirchenrates der Generalsynodalvorstand zugezogen werde. Im Rheinland dagegen hält man diese Beiziehung des Generalsynodalvorstandes nicht nur praktisch für schwer durchführbar: man kann auch den Generalsynodalvorstand als solchen nicht als dasjenige Organ anerkennen, das die Bürgschaften, welche man fordert, auch nur annähernd gewährleisten würde. Denn wenn es sich bei dem Gutachten des Oberkirchenrats nicht um wissenschaftliche, sondern um praktische Rücksichten, und zwar in erster Linie um die besondern Verhältnisse und Bedürfnisse derjenigen Kirchenprovinzen handelt, innerhalb deren der betreffende Professor seine Anstellung finden soll, so dürfte nicht der Generalsynodalvorstand, sondern allein der bezügliche Provinzialvorstand diejenige Instanz sein, durch deren Votum das Gutachten des Oberkirchenrats gestützt und verstärkt werden würde. Aus solcher Erwägung hat dann die rheinische Synode ihrerseits beantragt, daß die Vorschlagslisten der Fakultäten auch den Vorständen der Provinzialsynoden behufs Ermöglichung eines Gutachtens mitgeteilt werden sollen, und zwar für die sämtlichen Provinzen gleichmäßig. Daß dieser Beschluß lediglich ein praktisches Absehen hat und durchaus nicht eine Beeinträchtigung der Freiheit der theologischen Wissenschaft in sich schließt, bedarf keiner weitern Begründung.

In einem andern Punkte ist ein viel schwerer in die Wagschale fallender Unterschied zwischen den beiderseitigen Beschlüssen zu verzeichnen. Die westfälische Synode hat sich nicht enthalten können, fast einstimmig eine Reihe von Aenderungen des Staatsgesetzes vom 3. Juni 1876 zu beantragen, deren Tendenz wesentlich dahin geht, die **Mitwirkung des Landtages** bei der Gesetzgebung der evangelischen Kirche auszuschließen und (wie man sich ausdrückte) „innerliche Angelegenheiten dem gesetzlichen Urteil eines Parlamentes zu entziehen, welches aus allen Konfessionen und Religionen im Lande zusammengesetzt ist.“ Zeigten so die Westfalen sich allzusehr beeinflußt durch das Geschrei der Eiferer im Hammersteinschen Lager, so legen hingegen die ablehnenden Beschlüsse der rheinischen Synode beredtes Zeugnis ab für den Geist der Mäßigung und Besonnenheit, der in ihr die Herrschaft führte. Nichts deutete hier auf das Bestreben hin, den berechtigten Anforderungen des Staates die Anerkennung zu versagen. Darin, daß in der konstitutionellen Monarchie die Kirche und ihr oberster Schirmherr auf die staatliche Gesetzgebung Rücksicht zu nehmen haben, sah man mit Recht keinerlei Verletzung der beiderseitigen Würde, erkannte vielmehr unumwunden an, „daß diese Rücksichtnahme dem Wesen der evangelischen Kirche durchaus entspreche“; und wenn die rheinische Synode die Anträge auf Abänderung des sogenannten staatsministeriellen Placets durch Uebergang zur Tagesordnung erledigte, so that sie dies mit der ausdrücklichen Motivirung, daß die in § 6 der Generalsynodalordnung und § 13 des Staatsgesetzes vom 3. Juni 1876 angeordnete Form jenes Placets weder den freien Verkehr zwischen der Kirche und ihrem obersten Schirmherrn hemme, noch auch gegen das wohlverstandene Interesse beider Teile verstoße.

Haben aber endlich seit vielen Jahrzehnten schon die westländischen Synoden keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um zur Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse diejenigen Staatsmittel zu begehren, die ihnen längst feierlich zugesagt waren, so kann es nicht Wunder nehmen, daß die rheinische und die westfälische Synode auch jetzt übereinstimmend Veranlassung nahmen, eine **reichlichere Ausstattung der evangelischen Landeskirche** zu beantragen. Aber man versteht — und dies ist beachtenswert — unter dieser „Dotation“ keine einmalige, aller Staatskontrole entzogene Ausstattung mit Kapitalien und Grundgütern, sondern man hat die feste Zusage jährlicher Zuwendungen aus Staatsfonds zu ganz bestimmten kirchlichen Zwecken gefordert, und es ist vor allem das Verdienst der rheinischen Synode, diese kirchlichen Zwecke in eingehender Begründung namhaft gemacht zu haben. Die vom Staat zu gewährenden Mittel sollen nämlich einmal die Inkraftsetzung der bereits beschlossenen Gesetze über das Diensteinkommen und über das Ruhegehalt der Geistlichen, sowie über die Fürsorge für die Witwen und Waisen derselben ermöglichen; weiter aber sollen diese Mittel dienen zur Gründung und Unterhaltung von Predigerseminaren und eines geordneten Vikariates, sowie zur Gründung neuer Kirchspiele und Pfarrstellen, besonders in der Diaspora und in den großen Bevölkerungszentren. Die diesbezüglichen Anträge wurden einstimmig angenommen. —

Alles in allem betrachtet, wird man sagen müssen, daß die Provinzialsynoden der preußischen Westprovinzen auch in ihrer diesjährigen Diät den Grundsätzen im wesentlichen treu geblieben sind, die aus der geschichtlichen Entwicklung der rheinisch-westfälischen Kirche resultiren. Diese Kirche hat es wiederholt an den Tag gelegt, wie gern und freudig sie bereit ist, dem Staate alles das zu gewähren, was derselbe nach Recht und Billigkeit fordern kann; aber anderseits ist doch in ihr das Bewußtsein allezeit lebendig gewesen, daß den Einfluß der Staatsbehörden auf das notwendigste Maß zu beschränken, das unumgängliche Postulat einer freiheitlich und selbständig verfaßten evangelischen Kirche ist. Auch in Rheinland und Westfalen weiß man das Landeskirchentum in seinem Werte zu würdigen, und erkennt dankbar den starken Halt an, den man gegenüber dem Ultramontanismus und dem Sektirertum in dem landesherrlichen Summepiskopat besitzt; aber diese Erkenntnis schließt nicht aus, daß man an der gegenwärtigen Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und an der Art, in der heute das konsistoriale und das synodale Element zusammenwirken, mancherlei zu bessern für nötig findet, und daß viel Klage laut wird über büreaukratische Bevormundung der Gemeinden und geringschätzige Behandlung der Synoden seitens der kirchlichen Oberbehörden. Endlich hat man es mit Freuden in den westlichen Provinzen begrüßt, daß auch den übrigen alten Provinzen Preußens eine presbyterial-synodale Verfassung gegeben worden ist, und man weiß es wohl zu schätzen, daß man nunmehr einem organisirten landeskirchlichen Verbande angehört; aber daß man um einer rein äußerlichen Uniformirung mit dem Osten willen alte Sonderrechte aufgeben soll, die man im Laufe der Zeit liebgewonnen und als förderlich erkannt hat, dazu mag man sich nicht verstehen. So sucht man z. B. heute den **Anschluß der Westprovinzen an den östlichen Emeritenfonds** mit allen Mitteln zu erzwingen; und wenn die westfälische Synode sich den Dank der rheinischen dadurch erwarb, daß sie dieselbe nicht durch ein einseitiges Vorgehen ihrerseits zum Anschluß gezwungen hat, so wird es — und damit kommen wir zu einem harmonischen Abschluß — in Westfalen freudig begrüßt worden sein, daß die rheinische Synode in andrer Beziehung ihre vor drei Jahren eingenommene abwartende Stellung aufgegeben und nach dem Vorgange der westfälischen nunmehr ebenfalls eine Kommission eingesetzt hat zur Herstellung eines **gemeinsamen Gesangbuches** für die beiden Schwesterprovinzen. H-H

Der sechste deutsche evangelische Kirchengesangstag

zu Berlin am 11. bis 13. Oktober

Wer etwa noch in Zweifel hätte sein können, ob die Bestrebungen zur künstlerischen Ausstattung des evangelischen Gottesdienstes, speziell zur Hebung des musikalischen Elements in demselben, im Zuge der Zeit liegen, dem würde am Abend des 12. Oktobers der Eintritt in die Berliner Garnisonkirche die Zweifel gelöst haben. Kopf an Kopf harrte eine dichtgedrängte und doch nirgends unruhige oder würdelos bewegte Menge von gegen 4000 Festfeiernden des Gottesdienstes, der den Höhepunkt

des sechsten deutsch-evangelischen Kirchengesangstages bilden sollte. In feierlichster Stille lauschte sie dem Worte des Liturgen, des Predigers, den Chorgesängen, um an den gegebenen Stellen vollstimmig die Choräle und Responsorien anzustimmen, die der Gemeinde zugewiesen waren. In verklärter Schönheit klangen ohne jede Zuthat von Instrumenten die Chöre hernieder, mit denen die Liturgie in einem Reichtum ausgestattet war, dessen Ueberfülle sich nur durch den besondern Charakter und Zweck der Feier rechtfertigen ließ. Aber von dem achtstimmigen Psalm 43 von Mendelssohn, der am Eingang stand, bis zu dem sechzehnstimmigen „Dank dir, Jesu“ von Grell, das am Ende den weiten Raum wie mit einem Meer von Wohllaut erfüllte, kein Zeichen von Ermüdung, kein Geräusch der Zerstreuung; und am Schluß der Gesamteindruck nicht einer künstlich zusammengeflickten Musikaufführung vor einem bunten Auditorium, sondern des monumentalen Gottesdienstes einer gewaltigen Festgemeinde — so legitimirte sich das Unternehmen einer liturgischen Feier mit einem Sängerchor von 650 Sängern der vereinigten Berliner Kirchenchöre, das zuvor vielen gewagt erschienen war.

Unter den verschiedenen Faktoren, welche neben den starken Strömungen im kirchlichen Leben der Gegenwart dieser ästhetischen eine so hervorragende Energie und Zugkraft verliehen haben, steht der künstlerische, man darf näher sagen kunstgeschichtliche, der Zeit nach oben an. Unmittelbar aus dem frischen Hauche der Befreiungskriege geboren, hat er seinen klassischen Ausdruck und zugleich eine höchst glückliche Namenscharakteristik in dem „goldenen Büchlein“ des Heidelberger Juristen **Thibaut** „Ueber Reinheit der Tonkunst“ (1826) gefunden, dessen Schönheit bis auf den heutigen Tag unverwelkt ist. Aus der Verwilderung des Gefühls für kirchlichen Stil lenkte Thibaut zurück zu den großen Meistern der Vorzeit. Mit der gediegenen Rüstung reichen geschichtlichen Wissens traten ihm in Berlin der Obertribunalsrat von Winterfeld, in Baiern der Oberappellrat von Tucher zur Seite; Künstler wie Mendelssohn und Grell griffen mit thatkräftiger Produktion in den Aufschwung ein; in den verschiedensten Orten erblühten Kunstinstitute und Kunstgemeinschaften zur Pflege des Alten, das in neuer Herrlichkeit ans Licht getreten war, und des Neuen, das sich der Herrlichkeit des Alten innig und doch selbständig anschloß.

Aber so mächtig diese Impulse waren, sie mündeten in den Konzertsaal. Auf bequemem Sperrsitz den Kunstgenuß entgegennehmend, hörte und hört die Creme der Gesellschaft die wunderbaren Klänge — meist ohne auch nur sich dessen bewußt zu werden, daß, was sie hört, aus dem Gottesdienste geboren und für den Gottesdienst geschaffen ist. Und die Armen gehen leer aus. Vollends ein Weg, die Neugeburt der heiligen Kunst aus den großen Städten, wo sie die Mittel der Darstellung fand, in das kirchliche Leben der Landgemeinden hinauszuleiten, schien unerfindlich. Aus der Kirche selbst mußte Verlangen und That geboren werden, wenn die reichen Anregungen des Kunstlebens ihrem eignen Boden zurückgegeben werden sollten. Darin liegt die steigende Bedeutung, welche die Arbeit des Cäcilienvereins für die katholische Kirche leistet, darin die Bedeutung des deutschen Kirchengesangvereins für die evangelische Kirche.

An verschiednen Orten zugleich regte sich seit Mitte vorigen Jahrzehnts das Bedürfnis, der Kirche, welche die gesangreichste ist, einen Gesang wiederzugeben, der des Namens wert sei. Freunde der Kunst unter Geistlichen und Laien fragten sich, warum die Kunst, allenthalben blühend, gerade in ihrer Heimat, dem Gottesdienste, einen Eindruck trauriger Zerrüttung und absterbender Schlafsucht machen müsse. Freunde der Kirche wunderten sich, wie man allenthalben nach Mitteln suche, die Kirchenflucht der Gemeinde zu bessern, und dieses nächstliegende unversucht lasse, dem musikalischen Charisma in der Gemeinde Raum zur Entfaltung seiner Anziehungskraft zu geben. Freunde des Friedens freuten sich, hier ein Feld kirchlicher Arbeit zu finden, wo man ungekränkt durch die Verletzungen der Parteien am kirchlichen Leben mitbauen könne. Es kam zur Bildung von kirchlichen Gesangvereinen, die sich distriktweise zur gemeinsamen Arbeit zusammenschlossen. Am lebhaftesten zunächst im südwestlichen Deutschland, wo die Liturgie das Gepräge eines kunstfeindlichen Puritanismus bis auf den heutigen Tag noch nicht hat überwinden können. Aber der Norden und Osten folgten bald nach. Haben auch hier die landeskirchlichen Agenden dem Responsorium der Gemeinde und dem Gesange des Chors manche Stelle offen gehalten, wie viel fehlt, daß die Ausfüllung allerorten kirchlich würdig wäre! Und das Martyrium, welchem das Kleinod unsrer Kirche, der Choral, in vielen städtischen und ländlichen Kreisen unterworfen ist — wer kännte es nicht!

Die Einigung des Vaterlandes, deren machtvoller Antrieb in jede lebendige Bestrebung der Gegenwart hineinwirkt, drängte dahin, auch für diese gemeinsamen Bestrebungen erst gegenseitige Fühlung, dann Zusammenschluß zu suchen. Am 26. und 27. September 1883 konstituirte sich der allgemeine „**Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland**,“ und bezeichnete in § 1 seines Statuts als seine Aufgabe „die Förderung des evangelischen Kirchengesanges und der evangelischen Kirchenmusik durch die Pflege und Weiterentwicklung der zwischen den deutsch-evangelischen Kirchengesangvereinen, Kirchenchören 2c. unter Wahrung ihrer vollen Selbständigkeit geschlossenen Verbindung.“ Das Hauptverdienst des Zusammenschlusses gebührt den beiden Männern, Geh. Staatsrat **Hallwachs** in Darmstadt und Professor D. **Köstlin**, jetzt in Friedberg, welche bis heute mit der opferfreudigsten Hingebung an die gemeinsame Sache in der mühseligen Arbeit stehen, die zentralen Geschäfte des vielköpfigen und über weite Gebiete gedehnten Verbandes zu versehen. Bereits Ende 1886 umfaßte der Gesamtverein die Einzelverbände von Anhalt, Baden, Baiern, Brandenburg, Frankfurt a. M., Hessen, Pfalz, Rheinland, Provinz Sachsen, Ost- und Westpreußen, Schlesien, Württemberg und zahlreiche Einzelvereine: zusammen über 20 000 Mitglieder.

Den Lebensnerv seines Zusammenhalts hat der Gesamtverein — abgesehen von einem Korrespondenzblatt, das der Zentralvorstand herausgiebt — in seiner alljährlich im Herbst wiederkehrenden Jahresfeier, den deutschen evangelischen Kirchengesangstagen. Da verbindet sich mit einer Sitzung des Zentralausschusses, den alle Einzelverbände durch Deputirte beschicken, und mit einer Hauptversammlung, in welcher der Präses des letzteren Bericht über den Fortgang der Vereinszwecke erstattet und eine Frage allgemeinen Interesses zu Referat und Diskussion gestellt wird, eine Feier, welche mit dem Interesse der festlichen Erbauung das der paradigmatischen Anregung für die Vereinsmitglieder verbindet. Nachdem die bisherigen Jahresfeste in Stuttgart, Frankfurt, Halle, Nürnberg, Bonn abgehalten waren, war der diesmalige Gastgeber der Brandenburgische Chorgesangverband, der, im Lutherjahr 1883 zu Berlin gestiftet, zu rascher Blüte emporgediehen ist und dessen Vorsitzender, Professor D. **Kleinert**, am Abend des 11. Oktober den Kirchengesangstag mit einer Begrüßung an die zahlreich herbeigeströmten Gäste einleitete.

War für die früheren Hauptversammlungen, namentlich die in süddeutschen und rheinischen Städten abgehaltenen, gemäß der Tendenz des Vereins auf Ausgleichung von Gegensätzen die liturgische Frage, also das Recht auf Einstellung des chorischen Kunstgesanges in den Gottesdienst und die richtige Weise derselben, zur Debatte gestellt worden, so konnte in Berlin, wo sich dieses Recht ausgedehnter Anwendung erfreut, hiervon abgesehen werden. Der Zentralvorstand hatte die Frage über den **Weg, zu einem einheitlichen Gemeindegesang in der deutschen evangelischen Kirche zu gelangen**, auf die Tagesordnung gesetzt. Als Referent fungirte Hofprediger D. **Helbing** aus Karlsruhe. In wohlgeformter, scharfpointirter Rede — nicht ungern gedachte man, daß an der nämlichen Stelle in der Dreifaltigkeitskirche einst Schleiermacher gepredigt — entrollte er das Bild des Notstandes, das Fortleben der buntscheckigen Territorialkarte des alten deutschen Reiches in den hunderterlei Gestalten des evangelischen Chorals. Das einzige Heilmittel meinte er in der möglichst radikalen Durchführung des allgemeinen **Rückganges auf die Urformen** der Melodien zu finden. Wie allerdings diesem guten Rat gegenüber der genauen Sachkenntnis das Bedenken aufsteigen mußte, wie groß doch die Zahl derjenigen Melodien ist, bei denen die Gestalt der aus dem Volksgesang oder auch aus dem kirchlichen Hymnus entnommenen Urform schlechterdings nicht festzustellen ist und jede heutige

Fixirung schon morgen durch Entdeckungen älteren Vorkommens antiquirt sein kann, so hätte man wünschen mögen, daß die großen Fortschritte zur Ausgleichung der distriktuellen Verschiedenheiten, wie sie neuerdings in vielen Kirchengebieten durch Redaktion provinzieller und landeskirchlicher Melodienbücher gemacht sind, eine billigere Beurteilung und eingehendere Verwertung gefunden hätten, als der Referent ihnen zuwandte. Der langsamere Weg ist da, wo die Freiwilligkeit der Gemeinden so sehr in Frage kommt wie beim Gesang im Gottesdienste, dem radikalen in der Regel vorzuziehen — er liefert sichere Resultate. Noch mehr freilich erschwerte der Referent seine Stellung, indem er nicht bloß die ursprüngliche Tonfolge, sondern auch den ursprünglichen Rhythmus der Choralweisen als das notwendig einzuführende hervorhob. Da hat denn doch in Norddeutschland nicht bloßer Schlendrian kirchlicher Gewöhnung, sondern namentlich der Einfluß von Joh. Seb. Bach zu tiefe Spuren hinterlassen, um eine große, aus ausübenden Musikern und Musikfreunden bestehende Versammlung sofort für den Uebergang vom ausgeglichenen zum polyrhythmischen Choralgesang zu begeistern — und wenn am Abend darauf die von der Singakademie dem Kirchengesangstage dargebotene Aufführung einer schönen Zusammenstellung Bachscher Festkantaten in einigen wunderbaren, a capella gesungenen Choralsätzen des Altmeisters ihre Glanzpunkte hatte, war die Frage nur zu nahe gelegt, ob die Majestät und Wucht dieser Choralweisen, ihre kirchliche Würde und Verklärung zu erreichen gewesen wäre, wenn Bach ihre rhythmische Gestalt zu Grunde gelegt hätte. Immerhin muß gesagt werden, daß gerade diese verfänglichen Partien des Referats durch die lebhafte Wärme des unlängst Bekehrten, mit der sie der Redner vortrug — er selbst bekannte, erst vor einigen Jahren durch bairische Eindrücke für den rhythmischen Choral gewonnen zu sein —, einen erfrischenden und erfreuenden Eindruck machten. Mögen sie dazu dienen, den leisen Anfängen zur rhythmischen Gesangsweise, welche neuerdings in den Choralbüchern für Hannover, Königreich Sachsen, Brandenburg, Schleswig-Holstein u. a. gemacht sind, einigen Aufschwung zu geben — wenigstens in Betreff derjenigen Choräle, bei denen die Umbildung aus dem bewegten Rhythmus ins Gleichmaß der Töne ein entschiedener Schönheitsverlust gewesen ist.

Die Debatte der ansehnlichen Versammlung, welche sich der Begrüßung durch den Kultusminister Dr. von Goßler, durch die kirchlichen Behörden und den Magistrat von Berlin zu erfreuen hatte, brachte die mancherlei Gegensätze zu Tage, welche die tapfere Offensive des Referenten aufgeweckt hatte. Aber sie fand ihren harmonischen Abschluß in der einstimmigen Annahme des Antrages von Professor Köstlin, an die deutschen Kirchenregierungen das Ersuchen zu richten, daß weiterer Zersplitterung des Choralgesanges thunlichst gesteuert und daß eine Sammlung von einheitlich fixirten Choralmelodien zum Gebrauch bei gemeinsamen Festen der evangelischen Landeskirchen herzustellen versucht werde.

Der mit den Bestrebungen zur Wiedergewinnung eines reinen Stils in der Kirchenmusik wieder aufgetauchten, uralten, aber im Augenblick mit allem Reiz der Neuheit die Gemüter bewegenden Frage, ob der Gebrauch von *begleitenden Instrumenten* mit der Reinheit des kirchlichen Kunstgesangsstils verträglich sei oder nicht, hatte man gerade in Berlin, wo beide Weisen des Gesanges gepflegt werden, sich nicht wohl entziehen können. Müssen auch die Bemühungen der Kirchengesangvereine, wenn anders sie der ganzen Kirche bis in die kleinste Dorfgemeinde hinein förderlich werden und nicht Mißgestaltungen hervorrufen wollen, von der Pflege der Instrumentalmusik gänzlich absehen, so konnte kein Zweifel sein, daß an dem Orte, von dem die begeisterte Würdigung unsrer großen kirchlichen Instrumentalkomponisten ausgegangen ist, es wie das Gefühl einer Lücke hätte empfunden werden müssen, wenn nichts von den Schöpfungen derselben bei einem Kirchenmusiktage zu Gehör kam. Die Berliner Veranstalter hatten den Ausweg ergriffen, für die kirchliche Feier nur reine Gesangsätze in Aussicht zu nehmen, dagegen die Singakademie um eine Vorführung mit orchestraler Begleitung zu bitten; und daß für diese, wie oben bemerkt, gerade J. S. Bach in Aussicht genommen wurde, wird keiner näheren Begründung bedürfen. Der Ausweg erwies sich als glücklich. Ueberraschte in der kirchlichen Feier die Einheit der Wirkung, mit der die Chorsätze der verschiedensten Zeiten und Komponisten von Palestrina über Eccard und Prätorius bis auf Mendelssohn und Grell sich dem Ganzen der Feier harmonisch einfügten, so wird die Aufführung der Singakademie keiner ohne den Eindruck verlassen haben, daß die volle Kraft der deutschen Reformation, die markige Wucht und tiefsinnige Energie Luthers doch nirgendwo so sehr ihr künstlerisches Gegenbild gefunden hat, als in den großen Tonsetzern, deren Arbeit mit Schütz begonnen und in Händel und Bach ihren Gipfel erreicht hat, und die mit dem Wohlklang der Stimme die Tonfarbe der Instrumente vermählt haben. Wenn nicht in den Gottesdienst selbst hereingezogen, dafür muß gesorgt bleiben, daß ihre hehren Werke im kirchlichen Raume durch geistliche Konzerte der Gemeinde zugänglich gemacht werden, wo irgend die Möglichkeit vorhanden ist.

Wir zweifeln nicht, daß der Kirchengesangstag von Berlin die Bedeutung einer wichtigen Etappe im Voranschreiten einer Bewegung behaupten wird, deren sammelnde und erbauende Bedeutung ebenso offenbar vor Augen liegt, wie ihre volkstümliche und volksbildende Kraft. P K

Verschiedenes

(Ein moderner Naturwissenschaftler über Luther) Wer sich mit dem abgeben muß, was in unsern Tagen in katholischen Blättern über Luther geschrieben wird, der weiß, daß er sich da mit viel Unverstand und mit viel bösem Willen herumzuschlagen hat, und man wundert sich nicht mehr auch über die größten Abgeschmacktheiten, die hier aufgetischt werden. Aber befremdlich ists doch, wenn uns in einer wissenschaftlichen, pädagogischen, allem konfessionellen Krieg enthobenen Zeitschrift ähnlicher Unverstand begegnet. Die in Leipzig erscheinende „Zeitschrift für naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht“ bringt in ihrem letzten Hefte (1887, 6. Heft) einen Artikel über Luther aus der Feder ihres Herausgebers, J. C. V. Hoffmann, an dem sich ultramontane Blätter sehr erfreut haben, weil er ganz auf den Ton gestimmt ist, den sie selbst gegen Luther anzuschlagen gewöhnt sind. — Womit hat Luther denn den Herren Naturwissenschaftler so erzürnt? Herr Hoffmann hat gelesen, daß Luther das Kopernikanische System für eine mit der Bibel streitende Thorheit hielt, hat dann beim Nachschlagen dieser Stelle etwas in Luthers „Tischreden“ geblättert, und berichtet nun über den Eindruck, den die Lektüre der Tischreden und besonders ihrer Aeußerungen über Gottes Schöpfungswerke auf ihn gemacht habe: „Schon die *Sprache* seiner Zeit mit ihren — im Vergleich zu unsrer gereinigten — vielen Fehlern läßt uns Gott danken, daß endlich die alte Lutherische Bibelübersetzung, die von Anbetern Luthers nicht hoch genug gepriesen werden kann, nun einer edlern weichen muß. Aber auch der *Inhalt* der Worte Luthers ist von einer *Gedankenarmut* und einer Fülle von *Gemeinplätzen*, die nur zu sehr an manche geistlose Kanzelredner unsrer Zeit erinnern. Man erlangt daraus eine Vorstellung von dem damaligen Zustande des naturwissenschaftlichen Unterrichts (Unterricht über die „Kreaturen“), der eben *keiner* war; denn ein gut Teil der Wissenschaft löste sich damals auf in *religiöse* — speziell *biblische* — *Salbaderei* oder war wenigstens mit dieser stark gemischt.“ — Nun, über sein „Gott sei Dank“ im Gedanken daran, daß wir jetzt endlich von Luthers Sprache erlöst werden sollen, mögen die Germanisten mit dem Verfasser rechten; sie sind bekanntlich andrer Meinung. Scherzhaft ist nur dabei, daß er seine „Betrübnis“ über die schlechte Sprache Luthers gerade an die „Tischreden“ anknüpft, die — zumal in der von ihm benutzten Ausgabe — zum guten Teile *Rückübersetzungen der Herausgeber* aus ursprünglich lateinischen Niederschriften Lutherscher Tischgenossen sind! Wie weit überhaupt derartige „Tischreden“ auf Authentie Anspruch machen können, inwieweit es billig ist, an eine solche Kompilation den kritischen Maßstab betreffs „Gedankenarmut“ und „Gemeinplätzen“ zu legen, darüber scheint der Verfasser gar nicht erst nachgedacht zu haben. Oder redet er selber bei Tische und unter guten Freunden stets in druckfähigen Sentenzen? Und doch, bisher hatte man immer noch über die Gedankenfülle gestaunt, die in diesen dem Reformator von übereifrigen Verehrern nachgeschriebenen Tischgesprächen enthalten ist. Aber freilich, Luther verstand ja nichts von moderner Naturwissenschaft, und wo er von der Natur redet und sich mit ihr beschäftigt — und das thut er recht häufig —, da thut er es als Christ, der in der Natur *Gottes* Wunderwerke, seine Allmacht, Weisheit und Güte erkennt, der die Behauptung wagt, daß durch Christum auch die rechte Erkenntnis der Kreaturen wieder hergestellt sei. Solche Naturbetrachtung beschreit der Verfasser als „religiöse“ und „biblische Salbaderei.“ Darin hat er freilich Recht, daß Luthers *Naturbetrachtung* keine *Naturwissenschaft* im modernen Sinne des Wortes ist. Aber ist denn erstere wirklich die Feindin der letztern? Ist es nicht Ueberhebung und Barbarei zugleich, wenn man im Namen dieser jene meint proskribiren zu müssen? So wenig Herr Hoffmann je dem Dichter wird verbieten können, an dem Duft und der

Schönheit der Rosen sich zu erfreuen, ohne dabei Staubfäden zu zählen und die Pflanzenzellen unters Mikroskop zu nehmen, so wenig wird es denen, die gleich Luther in der Welt der Erscheinungen Gottes „Kreaturen“ erblicken, es wehren dürfen, auch in der Natur Dokumente und die Stimme ihres Gottes zu vernehmen. Versteht der Verfasser davon nichts, so sollte er auch nicht darüber schreiben, wie der musiktaube Mensch nicht über Musik mitreden soll.*) — Nebenbei bemerkt, wenn der Verfasser wieder einmal über v. Raumers Bezeichnung „reale Realien“ witzeln will, dann möge er erst die Erläuterung nachlesen, die dieser selbst (Pädagogik I, S. 297) über „verbalen“ und „realen Realismus“ gegeben hat. Es ist sehr unwissenschaftlich, über Dinge zu spotten, die zu verstehen man sich so wenig Mühe gegeben hat. G K

(Ein oft gehörter Vorwurf) Wenn römische Katholiken von der Rechtfertigung allein aus Gnaden sprechen, verfehlen sie nie darauf hinzuweisen, daß diese Lehre Luthers den Ernst der sittlichen Selbsterziehung abschwäche. Was denkt der Leser dazu bei folgenden Lutherworten:

Wir sind erlöst — und werden täglich noch erlöst. Wir haben die Kindschaft empfangen — und empfangen's noch. Wir sind auch schon worden Kinder Gottes — und werden's noch täglich. Der heilige Geist ist gesandt worden, er wird geschickt und wird noch immerzu geschickt werden. Wir erkennen — und werden erkennen. Und also solltest du nicht gedenken oder imaginiren, daß eines Christenmenschen Leben sei ein Stand und ein Ruhen, sondern ein Zug und Gang oder Wandlung von den Sünden zu der Gerechtigkeit, von den Lastern zu der Tugend, von der Liebe in die Liebe, von der Tugend in die Tugend. Und welcher nicht immerzu wird in dem Gange sein, den darfst du für einen Christen nicht halten.“ (Galaterkommentar nach Walch 9, 206 f.)

Man vergleiche auch oben den ersten Brief: wie schnell giebt da Luther dem Gedanken der Rechtfertigung durch Christus die praktische Wendung auf die tragende und sich aufopfernde Liebe, die Christen ihren Brüdern schuldig sind. L

(Fund von acht „ungeschwärzten Zeilen“) Im Jahre 1518 war Luther in Augsburg gewesen, um mit Kajetan zu verhandeln (Köstlin, Luthers Leben 3 II, 204 ff.). Der Ausgang dieser Verhandlungen ist bekannt. Am 31. Oktober langte der kühne Mönch und Professor wieder in Wittenberg an, beladen mit dem glühenden Hasse des Kardinals, der nun alles in Bewegung setzte, die „Bestie“ mit den „tiefen Augen und wundersamen Spekulationen“ entweder nach Rom bringen zu lassen oder wenigstens dem Schutze Friedrichs des Weisen zu entziehen (vgl. Enders, Briefwechsel I, 268 ff.).

Luther kümmerte das wenig. Schon in Augsburg hatte er daran gedacht, die Rechtfertigung der Sätze, die er widerrufen hatte, zu veröffentlichen. „Nach Wittenberg zurückgekehrt,“ wir folgen der Darstellung von Knaake (Weimarer Lutherausgabe II, 2), „erweiterte er den Plan zu einer vollständigen Darstellung der Augsburger Vorgänge. Seiner Schrift gab er den Titel: Acta F. Martini Luther Augustiniani apud D. Legatum Apostolicum Augustae. — Am 12. November war sie bereits unter der Presse. Kurfürst Friedrich sah ihre Herausgabe höchst ungern, mitten im Druck gebot er Einhalt. Es war zu spät: die Bogen waren schon einzeln verkauft worden; nur der dritte war noch nicht ausgegangen. Luther glaubte nun auch dies letzte Stück nicht zurückhalten zu dürfen; indes eine dem Kurfürsten besonders mißfällige Stelle ward mit Druckerschwärze überzogen: es war dies der erste Absatz der Postilla über das an Kajetan gerichtete päpstliche Breve vom 23. August, acht Zeilen füllend. Wohl noch vor dem 9. Dezember war der Druck der Schrift beendet, am 11. versandte sie Luther.

Nur so im Text verstümmelte Exemplare des Urdrucks waren bis jetzt bekannt: auch den sofort veranstalteten Nachdrucken hat kein andres vorgelegen, sodaß alle die, welche die Postilla haben, den ersten Absatz auslassen und mit dem zweiten beginnen. Versuche, in dies dunkle Geheimnis zu dringen, sind zwar gemacht, aber wenig geglückt. 1769 fand Riederer ein Exemplar, in welchem die Stelle etwas leserlich war und teilte die Worte, die er lesen konnte, mit. Knaake hat in feinsinniger Weise Konjekturen gemacht, und giebt als Sinn der Stelle an: „Luther erklärt das Breve für unecht: er stützt sich dabei auf eine sprachliche Wahrnehmung; aber er erklärt weiter, daß er den Bischof Hieronymus von Askoli für den Fälscher“ des Breve „halte und bezichtigt Kajetan der Mitschuld, mit dem der Kurfürst gerade damals des Reformators halber in ernster Unterhandlung stand.“

Der Wortlaut der Stelle aber war unbekannt, bis es dem Unterzeichneten gelang, in der Zwickauer Ratsschulbibliothek, die übrigens auch ein geschwärztes Exemplar besitzt, endlich ein ungeschwärztes zu finden. Die acht Zeilen sind vor kurzem in den Theol. Stud. u. Krit. zur öffentlichen Kenntnis gebracht worden und lauten in deutscher Uebersetzung, wie folgt:

„Erstens. Der Papst schreibt an alle Kardinäle und Bischöfe als an »seine ehrwürdigen Brüder«. Nur an diesen Kardinal und Presbyter tituli S. Sixti schreibt er: »seinem geliebten Sohn« und »geliebter Sohn«. Das ist aber in der Weise beachtet worden, daß der denkwürdige Verfasser in diesem Breve seine Künste vergessend schreibt, daß der Bischof Hieronymus von Askoli »ehrwürdiger Bruder« vom Papst genannt werde. Denn es sollte auch durch diesen Sykophanten das Sprichwort bestätigt werden, daß ein Lügner ein gutes Gedächtnis haben muß.“

Luther beschuldigt hiernach doch wohl Kajetan selbst der Fälschung des Breve. Das hat die kurfürstliche Zensur nicht passiren lassen. G B

(Die Weimarer Lutherausgabe) Von der Kritischen Gesamtausgabe von Luthers Werken, welche seit dem Lutherjahre 1883 bei Hermann Böhlau in Weimar erscheint, sind bisher vier starke Bände erschienen (in Quart zu je 700 Seiten und darüber). Eine Reihe von Gelehrten sind bei der Arbeit, sie weiter zu fördern. Pastor Knaake in Drakenstedt, der Herausgeber des ersten und zweiten Bandes, druckt zur Zeit an Band 6, Professor Kawerau in Kiel, der Herausgeber des dritten und vierten Bandes, mit dem Lic. Nikolaus Müller in Kiel zusammen an Band 8, welcher die Wartburgschriften enthalten wird. Den fünften Band (Operationes in Psalmos) hat Pfarrer Bertheau in Hamburg übernommen, den siebenten Knaake. Weitere Bände werden vorbereitet durch Diakonus Buchwald in Zwickau (Luthers Predigten), Pfarrer Koffmane in Kunitz (exegetische Schriften) und Professor Pietsch in Greifswald (Bibelübersetzung.)

Ueber sämtliche früheren Ausgaben von Luthers Werken giebt ein Büchlein willkommene Auskunft, das insbesondre auch denen empfohlen sei, welche sich etwa einzelne Bände der Erlanger Ausgabe anschaffen möchten (vgl. oben Seite 453): „Die Erlangen-Frankfurter Gesamtausgabe von Dr. Martin Luthers Werken im Jubeljahr der vierhundertjährigen Geburt Luthers“ (Frankfurt a. M., 1883; 50 Pf.) R

(Doktor Martin Luther als Treckejunge) Ein prächtiges Büchlein hat Heinrich Rembe bei Ed. Winkler in Eisleben unter obigem Titel soeben erscheinen lassen, nämlich eine Bergmannspredigt von M. Cyriakus Spangenberg, worin dieser treffliche Jünger Luthers († 1604) vor seinen Bergleuten redet — „erstlich von ihrem [der Treckejungen] Namen, darnach von ihrer Rüstung und zum dritten von ihrem Amt und Arbeit, und daneben beides kürzlich anzeigt, wie Dr. Luther auf unsers Herrn Gottes Berge geistlicher Weise solche Arbeit und Aemter verrichtet, und wie die Bergjungen sich an ihrer Arbeit Gottes und geistlicher Sachen erinnern, und wir alle gleichen Fleiß (wie wir an Luther in seinem geistlichen Amt sehen) auch in unserm Beruf seinem Exempel nach anzuwenden gereizt werden sollen.“

Eine dankenswerte Einleitung über Spangenberg und seine zweiundzwanzig Lutherpredigten, die neben denen des Mathesius ihren Platz wohl behaupten, geht voraus. Das Büchlein ist sehr gut gedruckt (Duodez; XXIII und 64 S.; 60 Pf.) und sei den Liebhabern solcher Nachdrucke alter Schriften, wie den Liebhabern Luthers warm empfohlen. R

(Lutherfestspiel in Torgau) Aus Torgau wird uns unter dem 4. November geschrieben:

Das waren festliche, weihevolle Stunden, die wir gestern Abend hier verleben durften. Das Trümpelmann'sche Volksschauspiel: „Luther und seine Zeit“ wurde zum ersten male vor einer dichtgedrängten Zuhörerschaft aufgeführt und machte auf die Versammelten einen tiefen Eindruck. Besonders ergreifend wirkte die Gestalt Luthers, die von dem Königlich Sächsischen Hofschauspieler Carl Porth aus Dresden mit tiefem Verständnis und liebevollster Hingebung dargestellt wurde. Seine markigen Worte bei dem Entschlusse, die Bannbulle zu verbrennen, sein bescheiden-festes Auftreten in Worms, seine Seelenkämpfe auf der Wartburg, sein prophetischer Ausblick in die Zukunft des deutschen Volkes in der Schlußszene waren von nachhaltigster Wirkung. Die übrigen Rollen wurden sämtlich von Torgauer Bürgern, studirten und unstudirten, Referendaren, Lehrern, Handwerkern ꝛc. dargestellt. Man merkte den Mitwirkenden sichtlich die Lust an, mit der sie sich ihrer Aufgabe widmeten. Und wenn auch einmal nicht jedes Wort so „klappte“, wie bei Berufsschauspielern, so hatte man dafür das um so wohlthuendere Gefühl, daß hier die Einwohnerschaft einer Mittelstadt mit heller Freude an Luthers Großthat das Beste bot, was sie zu bieten imstande war. Die fünf „Bilder“ wurden durch Orgelspiel, vierstimmige Chorstücke und Choralgesang der ganzen Versammlung verbunden, sodaß keine Pausen eintraten, sondern eine gehobene Stimmung von Anfang bis zu Ende die Zuhörer gefesselt hielt.

Am 4., 6. und 13. November, vielleicht auch noch an einigen dazwischen liegenden Tagen wird die Aufführung zum Besten des hiesigen Lutherdenkmals wiederholt. Es ist aber mit Bestimmtheit zu hoffen, daß noch viele andre Städte dem Beispiele Torgaus folgen und die Trümpelmannsche Dichtung zur Darstellung bringen werden, welche aus liebevollster Versenkung in Luthers Geist erwachsen und wie keine andre geeignet ist, die dankbare und verständnisvolle Liebe der Nachkommen dem großen Vater der Reformation von neuem zuzuwenden.*) M-s

---

*) Ich verzichte ungern darauf, eine Auswahl von „Tischreden“ Luthers über die Welt der Schöpfung draußen im Anschluß an Obiges mitzuteilen. Der Raum verbietet es; also ein ander Mal. D H

*) Das Stück ist im Perthesschen Verlag erschienen: „Luther und seine Zeit. Volksschauspiel von August Trümpelmann“ (91 S.; 2 M.). Wir behalten uns vor, bei günstiger Gelegenheit näher darauf zurückzukommen. D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig